

## Die Flucht vor der Schande

Eine Legende aus dem Jahre 833 von Helmut Paulus

Dunkel, dunkel sind die Wälder des großen Murr – Hardts. Zerklüftet der Boden, von Gesteintrümmern übersät. Uralt die Riesenstämme, die aus dem dichten Unterholz emporstreben und gewölbte Kronen tragen, deren Laub Licht und Sonne den Eintritt in das Waldinnere verwehrt. Grüne, schweigende Dämmerung, so weit das Auge reicht, keines Menschen Schritt, keiner Stimme Klang in der unwegsamen Einöde. Vor sechshundert Jahren vielleicht haben hier einmal Menschen gewohnt, sind hier Häuser gestanden und Mauern, ein großer Wall: Zerbrochen und zerstört hat dies alles der Haß und die Rache, der Wald ist darübergewachsen und niemand mehr weiß davon.

An dem Talhang, von Westen her, kommt ein Mensch. Wie klein ist er unter den säulenhohen Stämmen! Er ist barhäuptig, sein grauer Mantel zerrißt und zerschlissen, das Haar über seiner Stirne ist schlöhweiß. Er geht hastig, wie einer, der auf der Flucht ist, er bleibt hin und wieder stehen und lauscht zurück, wie einer, der Verfolger fürchtet. Er ist ganz allein, kein Begleiter ist bei ihm; selten geschieht es, daß ein Einzelner sich in diese Wälder traut, denn man sagt, die Geister der alten Götter hausen noch zwischen den bemoosten Stämmen.

Es ist ein alter Mann. Er ist müde. Seine Schritte sind unsicher. Manchmal taumelt er und muß sich mit den Händen an den Stämmen stützen, die an dem Hang emporwachsen. Er atmet schwer und in hastigen Stößen, als sei er eine weite Strecke gelaufen, eine sehr weite Strecke, und nun am Ende seiner Kräfte. Ein grauer Felsbrocken liegt zwischen den Stämmen. Farne umwachsen ihn, riesenhoch, und braunes Moos hat ihn überwuchert. Der Alte bleibt stehen. Zuerst stützt er die Hände auf den Stein, er ist kühl und hart, dann, langsam, zögernd, sehr erschöpft, lässt er sich auf ihn nieder.

Schweigen, Schweigen herrscht in diesen tiefen Wäldern. Und das Rauschen und Sausen des Windes in den hohen Kronen ist ewig und immer da, wie das Rauschen des Meeres, es unterbricht das Schweigen

nicht, es verstärkt es nur und macht die Einsamkeit noch furchtbarer und eindringlicher. Der alte Mann hat die Hände vor sein Angesicht geschlagen, so sitzt er, gebeugten Hauptes, und röhrt sich nicht.

Über den Wipfeln der Bäume ist vielleicht der blaue Himmel. Er sieht ihn nicht. Schrill und laut in die Stille fällt aus ihm der grelle Schrei eines Raubvogels. Der Alte läßt die Hände sinken und starrt verwirrt empor. Hat ihn eine Stimme gerufen? „Hludowich! – Hludowich!“ hat es geklungen, laut und weithin-hallend, und dann war dem Ruf ein schrilles Gelächter gefolgt.

Die Augen brennen ihm. Es sind alte Augen, die schon längst keine Tränen mehr haben. Er hebt sie empor zu der Höhe, aus welcher der Ruf gekommen ist. Doch keines Menschen Mund hat seinen Namen gerufen, es ist nur eines hungrigen Vogels Stimme gewesen! Er atmet tief auf und läßt die Hände auf die Knie sinken. Und wiederum blickt er nach Westen und lauscht in das Schweigen, ob er schon die Stimmen und die Schritte der Verfolger höre.

Ach nein! – Er schüttelt den Kopf und streicht mit der müden Hand die weißen Haare von der Stirne zurück: Es ist nicht der Tod, dem er entflieht, es ist nicht die Angst vor den Verfolgern, die ihn so rastlos vorwärts treibt; Tod und Angst haben längst ihre Schrecken für ihn verloren. Wer das erlebt hat, was er hat erdulden müssen, der fürchtet den Tod nicht mehr!

Wieder sieht er das vor sich, was sich so tief in seine Seele eingebannt hat, daß er es nie mehr vergessen kann. Wieder steht er auf dem Rothfeld bei Kolmar, inmitten seiner Scharen, und sieht die Heere seiner eigenen Söhne gegen sich zur Schlacht gerüstet. Wiederum sieht er sich dann von allen verlassen, von allen bis auf wenig Getreue, die sich um ihn stellen, um ihn zu schützen. Noch einmal hört er seine eigene Stimme, wie eines Fremden Stimme, und sie sagt: „Geht zu meinen Söhnen! Ich will nicht, daß ein einziger von euch um meinetwillen Leben oder Glieder einbüße!“ . . . Und dann kam: Gefangenschaft und

Spott und Schmach und Verhöhnung. Alle Würde und alle Kindesliebe wurde in den Staub getreten. . . . Und noch später: Die Flucht. Ein einziger, der Treueste der Treuen war ihm gefolgt. Aber ihn hatte unterwegs der Tod geholt. „Warum hat denn der Tod sich irren müssen?“ – denkt der alte Mann müde. „Hätte er nicht mich an seiner Stelle mit sich nehmen können? Dann wäre alles vergessen und vergangen gewesen, nur noch das Mal des Rothfeldes, welches die Menschen jetzt das Lügenfeld nennen, wäre zur Warnung für alle Söhne und Kinder übriggeblieben!“ . . .

Es muß schon auf den Abend gehen, denn die Dämmerung in dem Walde wird immer tiefer. „Wieder ist ein Tag zu Ende!“ – denkt der alte Mann müde – „und wieder weiß ich keine Stelle, an der ich mein Haupt niederlegen kann!“ Doch kaum hat er diesen Gedanken zu Ende gedacht, da hört er plötzlich mitten in dieser Waldeinsamkeit, mitten in dieser dunkeln und düsteren Wildnis eine Glocke läuten. Voll Verwunderung hebt der Mann den silberweißen Kopf und lauscht. Freilich ist es nicht der tiefen, feierliche Klang einer großen Glocke, die das Lob Gottes über die Welt hinausdröhnt, es ist ein eifertiges, hastiges, kleines Stimmlein, das bimmelnd und schellend anschlägt, aber es ist eine Glocke, wahrhaftig! es ist eine Glocke und sie kann gar nicht weit entfernt sein von ihm!

Der Alte vergißt alle Müdigkeit. Er steht auf, um dem Klang nachzugehen, der so unermüdlich ruft. Und der Ruf lockt ihn den Hang hinab, immer tiefer und tiefer, und bald hört er das Rauschen und Tosen eines Bergwassers, das dort unten im Tal eilig und schäumend zwischen seinen Ufern dahinschießt und die mächtigen Steinbrocken überschäumt, die sich ihm in den Weg stellen.

Doch das Rauschen des Flusses kann das Klingen der Glocke nicht übertönen. Je näher der Alte dem Ufer kommt, desto heller und eifertiger ruft das Stimmlein nach ihm. Und sieh! Jetzt ist er unten am Ufer und bleibt stehen und sieht sich tief aufatmend um. Der Glockenklang ist ganz nahe bei ihm und er sieht an dem steilen Flußhang den dunkeln Eingang einer Höhle. Neben der Höhle wächst ein riesiger Eichbaum und an seinem untersten, waagrechten Ast, der quer über das Flußufer hinausragt, hängt die kleine Glocke, unter welcher ein langbärtiger Einsiedler steht, in dunkler, härener Kutte, und unentwegt an dem Glockenseil zieht. Dabei blickt er ihn an, den alten, müden, weißhaarigen Mann, der am Flußufer angekommen ist und seinem Tun verwundert zusieht.

Der Alte tut die paar Schritte, bis er vor dem Einsiedler ist. „Warum vollbringst du ein so unkluges Tun?“ fragt er ihn. „Warum läutest du eine Glocke in dieser Wildnis, in die sich kaum einmal eines Menschen Fuß verirrt? Läutest du sie für die Tiere des Waldes?“

Der Einsiedler lässt sich nicht stören. „Ich läute zur Ehre Gottes!“ antwortet er und zieht an dem Strang. „Wenn der Klang meiner Glocke auch nur ein einziges Mal eines Menschen Ohr trifft, dann ist es genug!“ – „Schweige jetzt, alter Mann!“ sagt er dann, „warte nur! Ich bin bald fertig. Ich läute das Gebet des Herrn und bin jetzt an der fünften Bitte. Kennst du sie?“ Als der Angeredete schweigt, sagt er mit seiner tiefen Stimme, indem er seine Glocke laut und eilig rufen lässt: „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“

Da wird der alte Mann still. Er senkt das Haupt, er faltet die Hände und bewegt leise die Lippen und spricht kein Wort mehr, bis der Klausner die Glocke ausgeläutet hat. . . .

\*

Und dann ist es so weit. Jetzt hängt die Glocke still und stumm an dem Ast über den Wellen des Flusses. Der Klausner richtet sich auf und sieht den Fremden an. „Sei willkommen, Alter, im Namen des heiligen Gottes!“ sagt er zu ihm, „du bist müde, komm mit mir in die Höhle und nimm vorlieb mit dem, was ich dir bieten kann!“ Er ergreift seine Hand, er fragt und forscht nicht, er führt ihn in seine Höhle, dort ist ein Lager aus Moos und Reisig und Laub, auf dieses Lager lässt er den alten Mann sich niedersetzen und gibt ihm ein Stück Brot und eine Handvoll Nüsse und Bucheckern und sagt: „Das ist alles, was ich dir bieten kann, nimm's und iß: der Herr segne es dir!“

Dann, solange der Alte hungrig ißt, ergreift er einen Kübel und geht zum Flußufer hinüber und füllt ihn und kehrt mit ihm zurück. Er stellt den Kübel vor den Alten, er schürzt seine Kutte und kniet nieder vor ihm und wäscht ihm seine Füße. Der Alte lässt es mit großen und erstaunten Augen geschehen.

Erst als der Einsiedler fertig ist mit seinem Tun, fragt er ihn: „Sage, du Heiliger, wie heißt du und wer bist du? Warum tust du dies alles an mir? Du hast mich gespeist und hast mir dein Lager gegeben, du hast mir die Füße gewaschen und weißt nicht einmal, ob ich ein Landflüchtiger bin oder gar ein Mörder?“

Der Klausner lächelt. „Wie viel fragst du!“ antwortet er. „Man nennt mich Walderich. Aber Name und Geschlecht sind wie ein Rauch vor dem Mund Gottes. Siehe, ich habe hier in der Einsamkeit gelernt, daß

Gott nie fragt. Hat er dich nicht zu mir geführt? Hast du nicht die Stimme seiner Glocke gehört? Bist du nicht zu mir getreten, als ich die fünfte Bitte gebetet habe? Der Menschengeist, der sich gegen Gott auflehnt, fragt warum! Wir müssen lernen, den Willen Gottes zu tun, ohne zu fragen. Was geht es mich an, wer du bist! Ist es nicht genug, daß du mein Bruder bist, den Gott zu mir gesandt hat?"

Er sieht, wie eine Erschütterung über das Gesicht des Alten geht. Da lächelt er noch einmal. „Sprich nicht! Sprich nicht!" sagt er leise, wie man zu einem Kind spricht, „du bist müde, lege dich auf das Lager und schlafe. Gott wird dir deinen Schlaf segnen!" Er drückt den Alten sanft auf das Lager nieder und zieht seine härente Kutte aus und deckt sie dem Alten über den Leib und dieser sieht noch, wie der Klausner über ihm das Zeichen des Kreuzes macht, dann fallen ihm die Augen zu und er schlafte ein, wie wenn er in einem weichen Bett liegen würde, und zum erstenmal wieder, seitdem die Sonne über dem Lügenfeld untergegangen ist, huscht ein kleines Lächeln um seine Lippen. . . .

\*

Am anderen Morgen war es wieder das Stimmlein der Glocke, welches den alten Mann weckte. Er öffnete die Augen, aber er blieb langausgestreckt auf seinem Lager liegen und blinzelte in das helle Licht der Sonne, das vor der Öffnung der Höhle das ganze Tal füllte.

Als der Einsiedler sein Werk getan hatte und die Stimme der Glocke verstummt war, trat er in die Höhle. Da sah er, daß sein Gast erwacht war. Er kam an das Lager und verneigte sich tief vor dem Liegenden und sagte zu ihm: „Heute nacht ist mir im Traum ein Engel des Herrn erschienen und hat mir geoffenbart, wessen ich gewürdigt bin, und daß ich meinen Herrn und Kaiser, den Gesalbten des Herrn, in meiner Höhle beherbergen darf!"

Der Kaiser Ludwig richtete sich auf. Ein bitteres Lächeln war um seine Lippen. „Ich bin nichts anderes

als ein alter und müder Mann!" antwortete er. „Meine Söhne haben mich verjagt, so daß ich vor ihnen fliehen mußte. Schande und Schmach haben sie auf mein Haupt gehäuft!" – „Ach!" seufzte er, „nicht vor dem Tod bin ich geflohen oder vor der Gefangenschaft, sondern vor der Schande, die sie meinem kaiserlichen Amt angetan haben. Und nun bin ich nichts mehr, als ein alter Mann, ein Friedloser. Du brauchst dich nicht vor mir zu beugen!"

„Aber Gott weiß, wer Ihr seid, Herr!" entgegnete Walderich. „Ist das nicht viel mehr, als wenn es die Menschen wissen? Hat er nicht seinen Engel zu mir geschickt und mir Eure Würde geoffenbart? Was können da schon Menschen dagegen tun? Bleibet bei mir, hoher Herr, wenn Ihr mit meiner Höhle vorliebnehmen wollt. Es werden Boten kommen, die Euch wieder in Euer Amt zurückholen, es wird nicht lange dauern. Und wenn Ihr dann zurückkehret auf Euren Thron, so denket daran, daß ich, als Ihr zu mir tratet, gebetet habe: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern!"

Da tat der Kaiser, wie Walderich ihm geraten hatte. Und es geschah alles nach den Worten, die der Klausner gesprochen hatte: Nur wenige Wochen vergingen, da verirrten sich Jäger in dem Wald und fanden den Weg zu der Höhle. Und die erzählten, daß überall in den Wäldern, auf den Straßen, durch die Dörfer Boten ritten, die den Kaiser suchten, denn der Thron des Reiches stehe leer und warte seines Herrn. Da zog der Kaiser wieder davon.

Es verging nicht viel Zeit nach diesem, da kam ein Baumeister in den Wald zu der Höhle Walderichs und brachte Bauleute mit sich. Die bauten dem Einsiedler eine Kapelle um seine Glocke und ein wenig tiefer im Tal ein Kloster, zum Lobe Gottes. Und der Kaiser ließ dem Einsiedler durch seinen Baumeister sagen, er gedenke noch oft der Worte, die Walderich zu ihm gesagt habe. Das Kloster aber wurde Murrhardt genannt, nach dem Namen des Waldes, in dem es erbaut wurde. . . .

## Am Obed

Dr Gstanésbæk sitzt voar am Haus;  
Der Ma' sieht müed ond elend aus.  
En Frankreich dübe tont se gruebe,  
Dr Chrischt, dr Maarte – seine Buebe.

Deert nei', dr Sonn no mueß r gucke,  
Dr Jomer will am s Hearz adrucke. –  
O, s tuet am en dr Seel denn waih;  
'r hot koan gotzige Buebe maih!

Karl Hötzer